



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Oestreichische Truppen an der Ostsee.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Österreichische Truppen an der Ostsee.

An wundersame Dinge muß sich der Mensch gewöhnen, und man sieht, was man nimmer für möglich gehalten hätte. Diese weisen Reflexionen machte Ihr Freund, als er in diesen Tagen durch die mecklenburgischen und lauenburgischen Lande nach Hamburg und Lübeck fuhr. Wohin mein Auge nur blickte, österreichische Soldaten; jedes Wirthshaus, Landgut, ja selbst das kleinste Bauerngehöft war besetzt mit den weißbröckigen, ungebetenen Gästen. Seit jener Zeit, wo der 30jährige Krieg über Deutschland tobte, hatte man österreichische Heerhaufen in diesen nördlichen Marken nicht mehr gesehen. Ich glaube, Wallenstein, der das mecklenburger Land als Herzogthum geschenkt erhalten hatte, war der letzte kaiserliche Feldherr, der hier hauste. Jetzt, in der Zeit des tiefsten Friedens, kommen urplötzlich 20,000 Mann Ungarn, Polen, Italiener, nehmen die Städte und Dorfschaften, die ihnen am besten behagen, als Garnisonsorte in Besitz, schalten durchaus als unumschränkte Herren, und richten sich ein, als wollten sie wenigstens noch Gevatter stehen bei der Generation des nächsten Jahres. Nun, man wird in Jahren viele schwarzköpfige feueräugige Buben und Mädchen hier herumlaufen sehen, denen man italienische und ungarische Race nur zu deutlich anmerkt. Diese Verbindung des südlichen heißen Blutes mit dem phlegmatischen mecklenburgischen wird späteren Gelehrten interessanter sein, als uns.

Merkwürdig ist, wie kurz mit den Souverainitätsrechten der kleinen Staaten von den Österreichern umgesprungen wird; mit denselben Rechten, von denen sonst in den Kleinstaaten oft der unterste Polizeischreiber wie der oberste „Geheimerath“ so voll sind. Der Großherzog von Mecklenburg protestirte gegen die Belegung seines Landes mit österreichischen Truppen; es half ihm gar nichts. Trotz mehrmaligen Protestirens ließ der hier befehligende Feldmarschalllieutenant Legeditsch seine Truppen einrücken, wohin es ihm gerade gutdünkte; ja er soll, wie man mir erzählt, dem Großherzog geantwortet haben, „er würde die Grenze überschreiten, wenn auch der Großherzog sich selbst zum Schutze derselben mit seiner ganzen Streitmacht aufstellte.“ Noch weniger Umstände hat man mit der guten Stadt Lübeck gemacht, die einst allein vermochte, was jetzt ganz Deutschland nicht kann, die dänischen Könige zu bestiegen. Man hielt hier gar nicht einmal für nöthig, die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit zu beobachten und die Einquartierung vorher anzuzeigen; ohne Weiteres kamen zwei kaiserliche Officiere als Quartiermacher angeritten, und verlangten vom weisen Senat, der vor Erstaunen gar nicht wußte, was er für Miene machen sollte, umgehend Quartier für so und so viel tausend Mann. „Es geht nicht, es geht nicht,“ riefen einstimmig in kläglichem Chor die Rathsherren, wie der zu Hülfe geholte Stadtcommandant und Plajmajor. „Schauns, Herr Kamerad, es muß gehen; der Oberst hat es halt

befohlen," antwortete ruhig der Destrreicher, ließ wie absichtslos die Hand an den Säbel klirren, und siehe da, es ging; echte Söhne der Lombardei halten noch heute die Wachen der Lübeck'schen Thore besetzt. Auch der noch würdevollere Senat von Hamburg, der so viel von seiner freireichsstaatlichen Selbstständigkeit hielt, wollte erst die Miene annehmen, sich der Einquartirung der Destrreicher zu widersetzen. Unnützer Einfall! Mit klingender Musik sind dieselben eingezogen, haben die Wachen, die ihnen am bequemsten erschienen, besetzt, haben die Forderung gestellt, daß sie allein und nicht der Befehlshaber des Hamburgischen Militairs die Parole ausgeben müßten, und lassen es sich jetzt recht gut in der reichen Stadt schmecken, wofür der Senat pro Mann täglich 12 Schillinge vergütet, während er selbst nur 2 Schillinge wiedererhält. Man rechnet, daß diese k. k. Einquartirung Hamburg allein wöchentlich an 13,000 Thaler kosten wird. — Ein gutes Bild unserer Geschichte der letzten drei Jahre liefern — nebenbei bemerkt — die Einquartirungen fremder Truppen, die Hamburg in diesem Zeitraum gehabt hat. Von dem unermesslichen Jubel der Bevölkerung begrüßt, zogen im April 1848 die zwei preussischen Garderegimenter hier ein, die ersten nicht Hamburgischen Soldaten, die man seit 1815 gesehen, den Kampf Schleswig-Holsteins mit schlagen zu helfen; andere preussische, hannoversche, oldenburgische, mecklenburgische Truppen folgten bald, und man mußte glauben, es seien genug Soldaten da, um die kleine dänische Armee mit leichter Mühe zu vernichten. Der Sturm auf das Dannevirke ward heldenmüthig von den Preußen gemacht, und viele dänische Gefangene kamen durch Hamburg, um nach der hannoverschen Festung Stade gebracht zu werden; mißmüthig kehrten die Truppen im Herbst wieder zurück. Im Frühling 1849 ging der Durchmarsch von Neuem an; von 28 verschiedenen deutschen Landestheilen kamen Soldaten, wieder für Schleswig-Holstein zu fechten. Baiern sandte Regimenter vom Inn und aus der Rheinpfalz, Württemberg aus der schwäbischen Alp, Baden aus den Breisgauer Thälern, Sachsen vom Erzgebirge, Preußen polnische Landwehren, selbst der Fürst von Hessen-Homburg mußte 40 Mann von der Ehrenwache seiner Spielbank entsenden. Der Hamburger glaubte, die dänische Armee werde mit Haut und Haar gefressen werden; beschämt kehrten die Truppen im Herbst wieder unverrichteter Sache nach Hause zurück. Jetzt, wo die Schleswig-Holsteiner allein unternommen hatten, den Krieg zu beendigen, rücken wieder östreichische, ja selbst preussische Truppen hier durch, dasselbe schleswig-holsteinische Heer entwaffnen zu helfen. Diesen traurigen Auftrag erhielt das achte preussische Regiment, das ich unter dem Spott der Hamburger Bevölkerung so eben über die Wälle um die Stadt herum nach Holstein marschiren sah, escortirt von k. k. östreichischen Officieren.

Eine andere recht trübselige Rolle sah ich die armen preussischen Pioniere spielen, welche unweit des mecklenburgischen Städtchens Boizenburg den Destrreichern eine Pontonbrücke aufschlagen sollten, damit diese bequemer

die Elbe passiren könnten. Preußische Soldaten mußten ungarischen Regimentern Oestreichs den Weg ebnen, damit diese sich bequem in die Ostfeeländer hineinsetzen können! Was wohl der alte Fritz zu solcher Verwendung seiner Soldaten gesagt hätte? Die Preußen, welche hierzu beordert waren, schienen das Unwürdige ihres Auftrages auch recht zu fühlen; sie sahen verzweifelt mürrisch und niedergeschlagen aus, vielen Spott, sogar der mecklenburgischen Bauern, ertragen zu müssen. Aber der Boitzenburger Fährpächter, der eine Beeinträchtigung seines Gewerbes in dieser Uebersetzung durch die Preußen sah, wollte diesen Dienst der Preußen nicht dulden, und hat theilweise seinen Willen durchgesetzt. So weit ist es jetzt mit dem preußischen Einfluß hier oben in Norddeutschland gediehen!

Die Anwesenheit unsrer österreichischen Gäste ist übrigens unterhaltend genug, wenn man es über sich gewinnen kann, auch diesem Unglück, wie der ganzen deutschen Politik, die komische Seite abzugewinnen. Unzählige Anekdoten laufen über die österreichische Einquartierung von Mund zu Mund. Am kläglichsten benimmt sich der größte Theil des mecklenburgischen Landadels. Als diese Junker im Sommer 1848 fürchteten, nur einen Theil ihrer Privilegien, mit denen sie auf Kosten der allgemeinen Wohlfahrt so überreichlich bedacht sind, aufgeben zu müssen, waren sie im Geheimen — denn öffentlich wagten sie oft vor kläglicher Furcht kaum die Augen aufzuschlagen — voll der reactionärsten Wünsche. „Wenn nur die Kosaken erst im Lande wären; hundert Flaschen Champagner soll der erste haben.“ Jetzt, wo sie theilweise starke österreichische Einquartierung auf ihren Gütern erhalten, und oft an 20—30 hungerige czechische Mägen füllen und eben so viel k. k. Pferde ausfüttern müssen, wollen sie von fremder Soldatenherrschaft nichts mehr wissen. Die politischen Gesinnungen Oestreichs lieben sie wohl noch, die Mägen seiner Soldaten mögen sie aber nicht mehr. Trotz des beständigen Geschreies von Ritterlichkeit und adeliger Gesinnung, das sie so laut im Munde führen, sind die meisten doch, wenn es auf das Interesse ihrer Geldbeutel ankommt, eben so plebejisch, wie die oft verhöhten „Krämerseelen.“ Auch sind manchen unserer Edelfrauen die österreichischen Officiere nicht vornehm genug und nicht für den Salon gebildet, und sie beklagen sich bitter, jetzt mit Bürgerlichen an einem Tische essen zu müssen, ein Fall, der sonst unerhört bei ihnen war. Eine charakteristische Geschichte dieser Art ist bei einer sehr ahnenstolzen Frau v. — (der Großvater ihres Mannes war ein reicher Lieferant im Kriege, der sich den Adel für 2000 Thaler kaufte) vorgekommen. Ein österreichischer Officier, ein schon bejahrter Mann, war nebst 20 Soldaten als Einquartierung auf dem Gute und daher auch zur Tafel gezogen, obschon das ungezwungene, nichts weniger als vornehme Wesen desselben der gnädigen Frau nicht sonderlich behagen wollte. „Andere Sitten als bei uns“, dachte sie, „ein preußischer Gardeofficier würde mehr Tournure haben; doch der süddeutsche Adel soll sich ja leider über Manches hinwegsetzen.“ Bei

Tische kommt das Gespräch auch auf die Stockschläge, die im österreichischen Heer noch herrschen, und die Gouvernante des Hauses, eine Schweizerin aus Genf, erklärt sich mit Lebhaftigkeit gegen solche Herabwürdigung des Menschen, obgleich sowohl der gnädige Herr wie die Frau es ganz natürlich finden, daß das gemeine Paß mit Schlägen tractirt werde. „Schauns, meine Gnädige,“ sagt der Desterreicher zur Schweizerin ganz naiv, „i hoab oach schon früher manche 25 mit dem Haslinger auf das Gesäß aufgezehlt bekommen, und bin doch noch ein ganzer Kerl geworden.“ Die Damen erröthen, und die Hausfrau ruft erstaunt aus: „Aber wie geht denn das zu? Was sagte Ihr Herr Vater dazu?“ „Ja schauns, mein Vater der ist halt nit viel gefragt worden; der war so ein armer Holzhacker in Böhmen, und hat wohl selbst oft welche aufladen müssen. Ich hab an 8 Jahre als Gemeiner und 10 Jahr als Corporal gedient und bin anno 1848, als an Officieren viel Mangel war, da die Ungarn und Welschen fast Alle pfsch gingen, Lieutenant geworden,“ und damit schenkte er sich ein neues Glas Bordeauxwein ein und trank es wohlgefällig aus. Die Edelfrau soll empört darüber, mit einem so gemeinen Plebejer an einem Tisch sitzen zu müssen, sich bittweise an den österreichischen General gewandt haben, sie wolle nöthigenfalls gern auch zwei Officiere ins Quartier nehmen, wenn diese nur von gutem Adel wären. Ob ihre Bitte gewährt worden, wissen wir nicht. Ueberhaupt spöttelt der mecklenburgische Adel viel über die große Zahl bürgerlicher Officiere, besonders bei der Artillerie und Infanterie, und findet es seltsam, daß diese ihre Kameraden, die Grafen und Barone sind, so ohne Weiteres mit „Du“ anreden dürfen. Ein echter preußischer Gardeofficier, wo möglich vom ersten Garderegiment, das keine Bürgerlichen unter sich duldet, ist in seinen Augen das Ideal eines deutschen Kriegers.

Mit der übrigen Bevölkerung kommen die österreichischen Officiere im Allgemeinen gut durch. Sie sind größtentheils genügsam, nicht verwöhnt, und wenn man sie nicht auf Politik bringt, ungängliche Leute. Auf Desterreichs Macht halten sie viel, und behaupten gern, kein Staat könne ihnen widerstehen, und Preußen, das nicht einmal wisse, was es wolle, am allerwenigsten. Ein österreichischer Hauptmann, mit den ich eine Strecke auf der Eisenbahn zusammen fuhr, sprach sich sehr aufrichtig darüber aus. „Bei uns im Wien,“ sagte er, „da wissen die Leut, was sie wollen, und darum geht es auch; in Berlin aber wollen's heute so und morgen so, und darum geht Alles bei Ihnen zurück. Im Jahr 1849 da stand es schlimm mit uns, und Preußen hätte viel machen können; jetzt aber haben wir halt das Obermesser, und unser Kaiser kann thun, was er will. In Bologna haben wir Truppen und in Florenz, und Krakau gehört uns, und aus Rastadt und Kassel haben die Herren Preußen mit langer Nase abziehen müssen, und wir sind hineingezogen; und jetzt gehen wir nach Rendsburg, und bleiben dort, so lange der Kaiser befehlt. Schauns, das kommt halt Alles vom Willen.“ — Die österreichischen Officiere

kümmern sich sonst nicht viel um Politik, haben oft eine seltsame Unwissenheit selbst über die gewöhnlichsten Fragen derselben, und beurtheilen Alles von ihrem Standpunkte d. h. dem guten oder schlechten Avancement aus. Sehr naiv äußerte, sich z. B. ein österreichischer Officier, als er ein Zimmer als Quartier bekam, in dem das Bildniß von Klapka hing, das man in Hamburg sehr häufig findet. „Das war früher mein Special (genauer Freund); der hat viel los im Kopf und war ein Mordkerl, was das Wissen anbelangt; aber was hat's ihm geholfen? Wäre der Falkert bei uns geblieben, könnt' er all lang Hauptmann sein, und nu is er a D—. Na, aber ein tüchtiger Kerl, der's Handwerk versteht, bleibt er, und der Görgei doch immer; und wenn wir viele solche Generäle hätten, könnt's uns nicht schaden.“

Ueber die schleswig-holsteinische Sache sind selbst die meisten Officiere gänzlich im Unklaren; doch äußern sie gutmüthig und artig, daß sie lieber den Holsteinern als den Dänen zur Hülfe ziehen möchten, wenn es auf ihren Willen ankäme. Uebrigens soll denselben verboten sein, sich an öffentlichen Orten in politische Gespräche zu mischen.

Ebenso gut wie mit den Officieren kommt man mit der Mannschaft aus, obgleich hier und da einige Excesse vorkamen, die aber sehr streng bestraft wurden. Da die Mehrzahl der Soldaten der deutschen Sprache nicht mächtig ist, so ist ihre Unterhaltung mit den Quartiergebern sehr mangelhaft. Die Zeichensprache muß das Meiste thun. So sah ich, wie zwei Italiener vom Regiment Erzherzog Albrecht sich mit einer dicken mecklenburgischen Bauerfrau herumzankten. Die Italiener wollten Milch haben, und konnten dies der Frau nur durch Pantomimen begreiflich machen, welche diese aber durchaus nicht verstand. „Nee wat Kierks, könnt dee nich mal düütsch schnacken?“ rief die Frau immer einmal über das andere ganz verwundert aus, und lachte dabei über die Grimassen und Bewegungen der beweglichen Italiener, daß sie ordentlich schüttelte. Nachdem die Italiener alle ihre Pantomimen vergeblich erschöpft und dabei manches „bestia tedesca“ ausgestoßen hatten, verfielen sie endlich auf ein verzweifelttes Auskunftsmittel. Der eine der Soldaten warf sich auf Hände und Füße nieder, und brüllte dabei laut: „Muh, Muh!“ während der andere seinen Esako nahm und die Bewegungen des Melkens an dem in eine Kuh verwandelten Kameraden machte. Dazu das dumme Gesicht der Bauerfrau, welche diese Scene verwundert anglozte und ausrief: „Nu sind dee Kierks ganz verückt worden, see frärt mir am Ende noch up.“ Endlich, als die Pantomimen der Schauspieler anfangen, die Tugend der ehrbaren Frau sehr auffallend zu beleidigen, trat ich vor, der Mecklenburgerin das Verlangen der Italiener zu verdolmetschen. „Dat hawwen dee Kierks man glick seggen künnt,“ meinte sie, ging in die Milchammer und holte denselben gutmüthig einen großen Topf voll Milch. „Mille grazie, Signora,“ lautete der erfreute Dank der Soldaten. — Trotz der Unverständlichkeit der Sprache,

sollen übrigens die Italiener, unter denen auch freilich viele hübschere Burschen sind, bei dem weiblichen Geschlecht sowohl auf dem Lande wie in den Städten vorzugsweise Glück machen; freilich die Sprache der Liebe wird überall verstanden.

Die hier an der Elbe und Ostsee liegende österreichische Heeresabtheilung gibt Gelegenheit, die verschiedenen Nationalitäten der Armee kennen zu lernen. Wie zum Hohn für unsere deutsche Sache, hat man uns lauter nicht deutsche Regimenter hieher geschickt. Vielleicht fürchtete man auch in Wien, daß deutsch sprechende Soldaten hier zu viel von den liberalen Ideen, die in Norddeutschland durchweg im Mittelstande herrschen, einsaugen möchten. Thörichte Furcht, als ob es bei den andern Truppen nicht ebenso der Fall wäre! Die Demokratie wird von London aus sich nicht nehmen lassen, aufreizende Schriften in ihrer Landessprache unter die ungarischen und italienischen Regimenter zu vertheilen, und die Quartiergeber hier würden willig die Hand dazu bieten. Das Regiment Erzherzog Albrecht besteht größtentheils aus Italienern, besonders Lombarden, hübsche, gewandte Leute, obgleich verwöhnt und schwächlich aussehend. Den glühenden Haß, den sie Alle gegen die österreichische Herrschaft hegen, verhehlen die Soldaten ihren Quartiergebern gar nicht. Viele derselben haben 48 und 49 in Italien gegen die Truppen des Kaisers gekämpft, und würden, wie sie geradezu sagen, mit Freuden dies auch wieder thun, hätten sie nur passende Gelegenheit dazu. Große Sehnsucht haben diese armen Leute nach dem wohlfeilen Wein, den sie hier schmerzlich entbehren müssen. Das Regiment Schwarzenberg, unbestritten das stattlichste, besteht aus lauter Ungarn, prächtigen Leuten, denen das kriegerische Feuer aus den Augen blüht. Viele von ihnen sind ehemalige Honveds, die beim Erblicken eines Bildes von Kossuth im Quartier stets in ein begeistertes „Eljen Kossuth, eljen!“ ausgebrochen sind. Das Regiment Nugent hat lauter Gallicier, feste, stämmige, wenn auch nicht schöne Leute, die gewiß tüchtige Soldaten sind. In politischer Beziehung sind diese vollständig indifferent, und schlagen darauf los, wohin man ihnen befiehlt. Obgleich diese Burschen nicht im Mindesten verwöhnt sind, und Speisen mit großer Begierde verschlingen, die in Mecklenburg jeder Bettler verschmähen würde, so hat man sie wegen ihres Schmutzes und rohen Betragens doch am wenigsten gern zur Einquartierung. — Das Regiment Wellington besteht aus Böhmen, unter denen Manche deutsch sprechen; auffallend viel häßliche, kleine, verkümmert aussehende Menschen. Ein Bataillon Kaiserjäger, größtentheils aus Welschtyrol, hübsche, lustige, frische Burschen, die sehr gefallen, zumal sie meist auch deutsch sprechen und oft wunderhübsch jodeln. Auch ihre graue und grüne Uniform mit den kecken Jägerhüten findet den Beifall schöner Augen. Die Ausrüstung der Infanterie ist gut und tüchtig, und in militärischer Hinsicht machen die Regimenter einen vortheilhaften Eindruck. Ganz ausgezeichnet sind auch die trefflich eingeübten und sehr vollzähligen Musikköre derselben. Viel weniger wie die Infanterie gefällt ihrer äußern Erscheinung nach die Artillerie, deren

Material auch nur mäßig ist. Von Cavallerie liegt das acht Schwadronen starke Regiment Windischgrätz-Cheveaulegers hier, das wegen früherer Verdienste einen bekannten Namen in der Armee hat. Die Ausrüstung desselben ist nur mäßig, und können besonders die Pferde derselben keinen Vergleich mit denen der hannoverschen, mecklenburgischen und schleswig-holsteinischen Reiterei aushalten. Die Leute des Regiments sind echte Böhmen, die nur wenig deutsch verstehen, und die Officiere, die sich durch sehr aristokratische Gesinnung auszeichnen sollen, größtentheils Ausländer aus allen Theilen der Welt. Im Ganzen ist man mit der Cavallerie als Einquartierung nicht zufrieden.

Dies die kurze Schilderung der österreichischen Einquartierung, mit der wir wohl noch lange beglückt sein werden. Eine Folge hat dieselbe entschieden gehabt. Preußens Einfluß bei uns ist auf das stärkste erschüttert. In allen Kreisen ohne Ausnahme hört man leider nichts als Spott, ja noch Stärkeres gegen die Regierung dieses Staates, deren Wankelmuth wir unsere fremden Gäste allein zu verdanken haben. Gott bessere es!

England und der Papst.

London, 14. Februar.

Der heilige Vater in Rom feierte seine Befreiung vom Republikanismus der Römer, indem er Gott ein Te Deum und einigen Getreuen den Cardinalshut votirte. Die neuen Würdenträger der Kirche wurden in ihren Bischoffizen mit ehrerbietigem Jubel empfangen. Nur Einer von ihnen stieg in nebliger Morgenstunde aus dem Fahrzeug, das ihn übers Meer getragen, unbegrüßt, tief in den Mantel gehüllt, in das Land, welches er seine zweite Heimath nennt. Es war der Sevillaner Dr. Wiseman, Cardinal und Bischof von Westminster. Es hieß, daß seine Glaubensgenossen ihm im Dover einen festlichen Empfang bereiten wollten; man wußte den Tag und die Stunde, wann er landen sollte; man konnte es wenigstens wissen; aber der Sturm, den der Papst über das protestantische England heraufbeschworen hatte, schien die Verehrer vom Meeresstrande weggescheucht zu haben. Sie ließen ihn im Morgennebel kommen, und ihre Schuld wars wahrlich nicht, daß er nicht im Kohlennebel Londons verschwand.

Die Bewegung, welche gerade England ergriffen hat, ist eine gewaltige, wenn auch die Journalartikel in den letzten Tagen über diesen Stoff minder geharnischt klangen, wenn die Bewegung selbst sich auch nicht so lärmend in den Vordergrund drängt, wie das Streben nach Bewegung in Deutschland. Ihre Bedeutung ist eine tiefe, in so fern sie durch tausend sichtbare und unsichtbare